

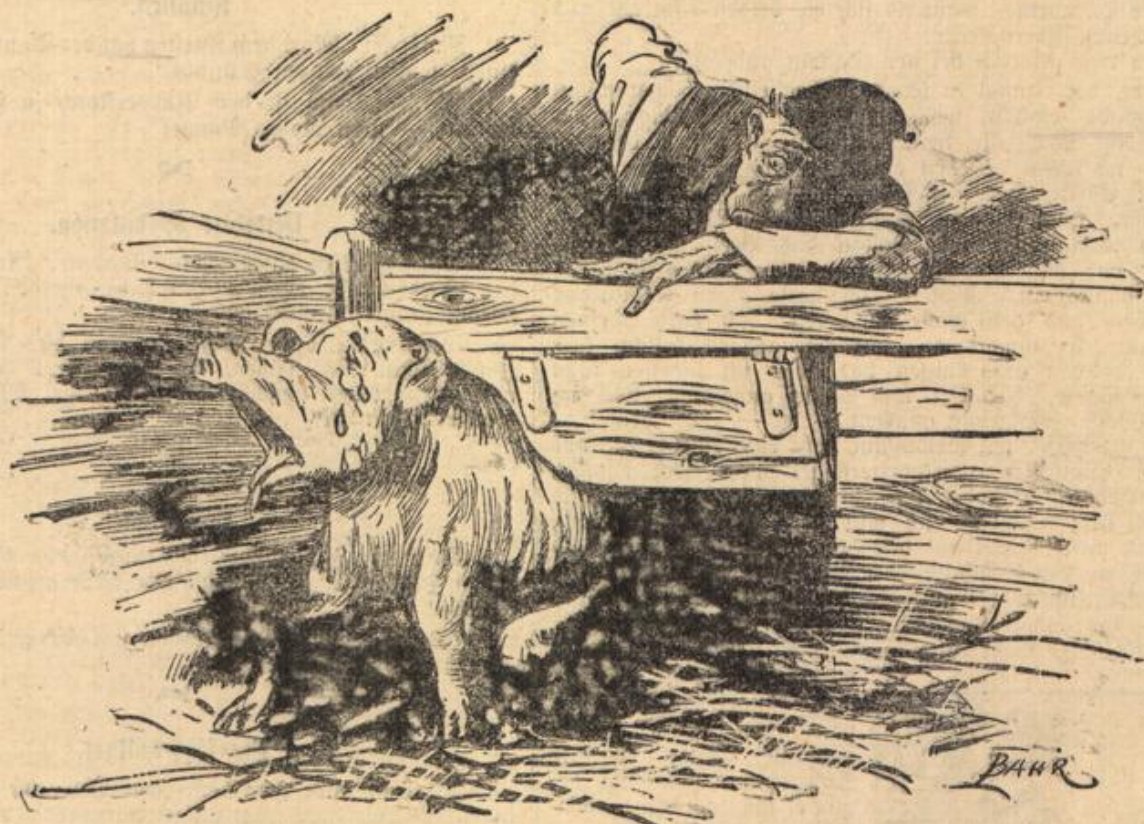
Hotel-Restaurant Neroberg.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Recht: für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Klassisches Zitat.



Bauer (zu seiner Sau, die traurig in einem Winkel des Zwingers hockt): „Du weinst, Duise?“

Nicht ganz unrichtig.

Klavierlehrer (der dem kleinen Hans die erste Unterrichtsstunde erteilt): „Weißt Du, wie man das Klavier auch noch benimmt?“ (Nachdem Hans schweigt): „Ich will Dir darauf helfen, es fängt mit B. an.“
Hans: „Paule.“

Unüberlegt.

A.: „Denken Sie sich, Meier erzählte mir heute, daß seine Frau ihn mit Drillingen beschenkt hat.“
B.: „Ach, glauben Sie doch das nicht; Meier ist ein Aufschneider, wenn der was Falsches spricht, sind es sicher nur halb so viel.“



Doch über

Assessor Süßmilk und der alte Oberförster Schnauzer, sie hatten heute wieder ein Opfer gefunden. Die Bekannten fürchteten die Beiden, denn ihre Ausscheidereien waren so haarsträubend, daß selbst dem Vollmond dabei den Schopf zu Berge stand.

Sie hatten also wieder ein Opfer gefunden. Ein alter, gemüthlicher Rechtsanwalt war, auf einer Fustur begriffen, in das Städtchen gekommen, hatte sich im „blauen Bären“ einquartiert und fiel auf seinen Entdeckungsreisen den beiden im „goldenen Löwen“ in die Hände. Schläule war sein Name und groß war seine Geduld. Ein Jägerstücklein folgte dem andern, untermischt mit Abenteuern, bei denen selbst die Kreuzfahrer ihr ehrwürdiges, behelmttes Haupt geschüttelt hätten.

Nicht so unser lieber Rechtsanwalt! — Aufmerksam hörte er zu und gutmütig blinzelten dabei seine Augenlein unter der Hornbrille, während sich die beiden Nimrode in's Ungeheuerliche überboten!

Man war glücklich bei den Dadeln anbelangt.

Jeder, der einmal in seinem Leben einem Jägersmann in die Hände gefallen, weiß, was solch Puck, Männe oder wie sie sonst noch alle heißen mögen, zu leisten vermag, wenn — na wenn er eben einem Nimrod zugehört. „Ihr Wort in Ehren, Herr Assessor,“ ließ sich der Oberförster vernehmen, „aber reine nichts gegen meinen Burschen, es ist geradezu unglaublich, wie Schlau das Beest ist. Denken Sie sich, vor drei bis vier Wochen gehe ich des Morgens wie gewöhnlich in's Revier. Ich hatte einen Kapitalbock aufgestöbert und den wollt' ich holen. Ich hatte meinen Dadel mit. Er machte ein ganz eigenartiges Gesicht, kam mir ein bißchen aufgedunsen vor, was ich indessen nicht weiter beachtete. An Ort und Stelle angelangt, will ich meine Büchse schußfertig machen — da — zum Teufel — habe ich alter Esel von Weidmann nicht eine einzige Patrone bei mir. Himmelkreuzsternwetterhagel nicht noch einmal, jeden Augenblick kann der Bock in die Lichtung treten und ich — na kurz erzählt — ich will eben fluchend umkehren, da kommt mein Dadel auf den Hinterbeinen ansparziert und hält mir in der Schnauze drei Patronen hin, die er den ganzen Weg im Maul mitgetragen hatte. Der Bock kam und, na, das andere ist selbstverständlich!

„Fabelhaft, wahrhaftig unglaublich, Herr Oberförster,“ plakt Süßmilk los, aber —

Da klingelt das Telephon, man rief nach Herrn Schläule. Sieh ob der Störung entschuldigend, begibt er sich nach dem Nebenraum an den Apparat. Nach einigen Worten klingelt es ab, und Schläule kehrt zurück.

„Also, Herr Oberförster,“ will der Assessor fortfahren. Doch Schläule unterbricht ihn höflichst mit den Worten: „Ich muß für heute schon die Herren um Entschuldigung bitten, aber soeben telephonierte mir

mein Dadel aus dem „blauen Bären“, daß die von mir bestellten Kartoffelknödel fertig seien und ich schnell nach Hause kommen solle, damit sie nicht kalt würden!“ Sprach's und war weg!



Assessor Süßmilk und der alte Oberförster aber ergähten sich an dem Abend nicht mehr viel.

Kindlich.

Mutter: „Max, dem Fürsten hat der Klapperstorch wieder einen kleinen Prinzen gebracht.“

Max: „Dann ist der Klapperstorch ja Hoflieferant geworden — nicht wahr, Mama?“



Verfälschte Spekulation.

Wibbold (zu einem Weinreisenden): „Aus dem Scherz, den ich Ihnen da eben erzählt habe, werden Sie jedenfalls wieder großes Kapital schlagen.“

Weinreisender: „Ach so? Und dies Kapital soll ich Ihnen dann wohl leihen, damit Sie mit demselben dann wieder ein neues Geschäft gründen? Ne, Männchen, sowat machen wer nich!“



Vorschlag.

Dame: „Ich möchte mir eine neue Ballrobe machen lassen, aber eine, die so recht den Reiz meiner Freundinnen erweckt.“

Schneiderin: „Dann lassen sich doch gnädige Frau eine gelbseidene machen.“



Ein Unwürdiger.

„Barum habt Ihr denn den Privatier Schopple nicht in eurem Tierschutzverein aufgenommen?“

„Was denken Sie nur! — Eins von unsern Mitgliedern hat in seinem Arbeitszimmer eine Fliegenklatsche entdeckt.“



Die Weisse „mit“.

Er (nachdem er bereits zehn Glas Bier getrunken): „Kellner, 'ne große Weiße!“

Sie: „Aber Mann, da möchte man sich ja aufhängen!“

Er: „Kellner, noch 'ne Strippe.“



Abgewinkt.



Fräulein (zum Herrn, der sich ihr eben vorgestellt hat): „Meier heißen Sie? Eine Wahrsagerin hat mir mal prophezeit, daß ich einen Mann Namens Meier heiraten würde.“
Herr: „Nun, die wird einen anderen Meier gemeint haben!“

Eine Gewinnage.

Landwirt: „Das Schod Eier bekommen wir mit 3,30 Mk. bis 3,60 Mk. bezahlt.“

Professor (in der Sommerfrische): „Und wie hoch stellen sich für Sie die Legekosten?“

Kindermund.

Karlchen (zu seinem kahlköpfigen Onkel): „Onkel Du bürstest Dir die Haare wohl mit einem Rasiermesser?“

Höchste Vollendung.

„Ihre Tochter macht wohl im Geigen-Unterricht rechte Fortschritte?“

„Gewiß, sie wird nächstens schon mit ihrem Lehrer ein Duett auf der Eh'-Saite spielen.“

Aus dem medizinischen Examen.

Professor: „Was versteht man unter Giften?“

Kandidat: „Medikamente mit Totenkopf-Etiquette.“

Bitter.



Redakteur (zum eintretenden Dichterling): „Das ist fatal. Wenn Sie nur einen Moment eher gekommen wären, grad hab' ich Ihre Gedichte in den Ofen gesteckt!“

Dichter: „Ach, da erlauben Sie wenigstens, daß ich mich noch a bißel dran wärme!“

Halb einig.



„Ja, i' hätt' a amal reich heiraten kinna — — so ana mit a 50 000 Marklerln — — aber — — ich han koani g'funden!“

Eine hochkomische Geschichte mit tragikomischen Folgen.



Herr X liest im Morgenblatt eine sehr lustige Geschichte, die ihm viel Spaß macht.



Sie erscheint ihm aber schon recht bedenklich, als auch sein Chef, ihn beim Eintritt ins Bureau treffend, die gleiche laut lachend zum Besten gibt.



Er hört dieselbe zum zweiten Male mit gleichem Vergnügen vom Pferdebahnschaffner.



Herr X ist aber nicht recht imstande die Pointe zu fassen, als auch Tante Nedlich ihm die nämliche Sache eröffnet.

Hu!

M. (im Eisenbahnwagen): „Verzeihen Sie, mir scheint, Sie haben etwas Lehm in den Haaren.“

B.: „Das ist leicht möglich: ich komme direkt von Haarlem.“



Erklärlich.

Erster Stammtischler: „Unser Freund, der Bühnenschriftsteller B. ist heute so verknüpft!“

Zweiter: „Spaz, er kommt soeben aus dem neuen Zugstül seines Kollegen M.“

Erster: „Begriffe ich trotzdem nicht, wie man sich bei solchem aufgewärmten Kohl erklären kann.“



Nachdem aber schließlich auch der Buchhalter anfängt, den M zum Besten geben zu wollen, platzt die Bombe.

Vielbeschäftigt.

Gast: „Sagen Sie mal, wie oft werden Sie denn noch an mir vorübergehen, ehe Sie mir das Beefsteak bringen?“

Kellner: „Zählen Sie selbst, lieber Herr, ich habe keine Zeit dazu!“

Zu ängstlich.

„Befehlenswürdiges Fräulein vielleicht einen Schuß Rum in den Tee?“

„Danke, nein, das Knallen erschreckt mich immer so.“

Missverstanden.

Gast (nachdem er die Speisefarte gelesen): „Spickgans!“

Kellnerin: „Unterlassen Sie die Beleidigungen.“



Nr. 11

Sonntag, den 14. Januar 1906.

21. Jahrgang

Auf falscher Bahn.

Roman von Elisabeth Balden.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Das dürfen Sie nicht denken,“ rief er aus. „Würde ich mich nicht Ihrer Achtung unwert machen, wenn ich über etwas anderem meine Pflicht veräußere? Bisher hat sie den Inhalt meines Lebens gebildet; erst in Ihrer Gestalt lernte ich das Glück kennen. Wird es mir nur einen flüchtigen Genuß spenden oder wird es immer bei mir bleiben?“

Er beugte sich tief zu ihr hinab, und als sie stumm blieb, wiederholte er dringend: „Sprechen Sie, Leonie, geben Sie mir Antwort, ein verheißungsvolles Wort.“

Ein Bittern lief durch den Körper des Mädchens, aber sie sprach nicht, und er fuhr leidenschaftlich fort: „Als ich Sie zuerst sah, war mein Schicksal entschieden, es lag in ihrer Hand. Aber ich wollte schweigen, wollte Sie nicht an mich fetten, bis mein Loß gesichert ist. Erst wenn meine Kämpfe und Sorgen vorüber, wenn das Fundament meines Hauses fest begründet ist, wollte ich Sie bitten, dessen Schutzgeist zu werden. Doch ich habe meine Kraft überschätzt, und ich vermag nur in Geduld auszuharren, wenn Sie mir ein verheißungsvolles Versprechen geben, an das ich Sie dereinst mahnen darf.“

Er hatte Leonies Hand ergriffen und harrete in großer Erregung ihrer Antwort. Da trat der Kommerzienrat aus der Tür des Salons und näherte sich ihnen. Dr. Münchow mußte sich daran genügen lassen, daß Leonie den Druck seiner Hand erwiderte und diese mit der ihren umschloß. Er sah darin ein festes Versprechen und war befriedigt.

Herr Karstau war zu wenig in die Beziehungen des jungen Paares eingeweiht, zu sehr mit seinen eigenen Erwägungen beschäftigt, um sich irgend eine Sorge, daß er störend sein könne, zu machen. Er sagte nur: „Ein herrlicher Abend, und Sie tun recht, ihn hier im Freien zu genießen. Ich möchte auch noch einen kleinen Spaziergang durch den Garten machen. Würden Sie mir das Vergnügen Ihrer Begleitung machen, Fräulein Leonie?“

Diese sagte bereitwillig zu, und der Arzt verabschiedete sich, da er noch einen Krankenbesuch zu machen hatte.

Der Kommerzienrat war froh, als er sich mit dem jungen Mädchen allein sah, und ging sogleich auf sein Ziel los, indem er sagte: „Ich betrachte Sie von jetzt ab wie ein liebes Familienglied, liebe Leonie, und daher stehe ich nicht an, Ihnen Beistand anzubieten, indem ich Ihnen zugleich einen Beweis meines Vertrauens gebe. Ich rechne dabei sowohl auf Ihre Verschwiegenheit, sowie auf Ihr feines und taktvolles Verständnis der schwierigen Aufgabe, mit der ich Sie betrauen möchte.“

Leonie erklärte sich für geehrt durch dieses Vertrauen und versicherte ihre völlige Bereitwilligkeit.

„So hören Sie mich an,“ begann der Kommerzienrat. „Ich wußte bisher nicht, daß Graf Alfred erwartet wird, und diese Kunde beunruhigt mich sehr. Die Baronin hegt offenbar weitgehende Pläne, in denen Annie leider eine Hauptrolle zugebracht ist. Ich fürchte, der Graf hat bereits ihre Neigung gewonnen, aber ich habe seinen Verwandten meine Ansicht so klar ausgesprochen, daß ich erwarten durfte, sie würden keinen weiteren Versuch machen, den Eindruck einer vorübergehenden Begegnung durch erneuten Verkehr zu vertiefen und zu befestigen.“

Die Baronin denkt ihren Willen durchzusetzen, indem sie auf meine Liebe zu meiner Tochter rechnet. Aber gerade diese verleiht mir die Kraft, ihr lieber einen vorübergehenden Schmerz zuzufügen, als sie lebenslänglich unglücklich zu sehen.“

Leonie war erstaunt. „Ich glaube, Graf Alfred sei ein liebenswürdiger Kavallerier, gleich begehrtestwert durch seine Stellung wie durch seine Persönlichkeit,“ sagte sie.

„Beides ist wohl geeignet, ihm das Herz eines unerfahrenen Mädchens zu gewinnen,“ entgegnete der Kommerzienrat. „Aber über ihm schwebt ein dunkles Verhängnis, der Wahnsinn ist seit Generationen in seinem Geschlecht erblich, und die männlichen Glieder desselben verfallen einem früheren Greisenthum oder dem noch schredlicheren Geschehe der Geistesumnachtung. Auch der ältere Bruder Graf Alfreds ist von unheilbarem Wahnsinn ereilt worden. Sie begreifen, daß mein Entschluß unwiderruflich ist. Aber ich möchte Annie diesen furchtbaren Blick in die Nachtseiten des Daseins ersparen, ich möchte ihr die Klarheit vorenthalten. Sie sind ihre Freundin geworden, liebes Kind, werden vielleicht bald ihre Vertraute sein. Wollen Sie mir versprechen, sich mit mir zur Bekämpfung dieser unseligen Liebe zu vereinen?“

„Gewiß, ich will mein Bestes tun,“ gelobte Leonie.

„Gut, ich spreche nicht von meiner Dankbarkeit, wie ich Ihnen auch Wege und Mittel nicht vorschreibe,“ fuhr der Kommerzienrat fort. „So lasse ich Annie beruhigter hier zurück, selbstverständlich nur auf kürzere Zeit. Ich wollte ihre Wünsche nicht durch stetes Verfolgen durchkreuzen, nicht ihren noch schlummernden Eigenwillen wecken. Gott gebe, daß wir diesen Sturm an ihr vorbeilenken.“

„Wenn aber Graf Alfred von dem Fluche seines Hauses verschont bleibt? Vielleicht erhält er sich gesund?“ wagte Leonie einzuwenden.

„Vielleicht,“ sagte der Kommerzienrat düster. „Wir wollen es in seinem Interesse hoffen, allein ich habe Erfahrungen über ihn eingezaogen, und sein bisheriges Leben war kein solches, um die schlummernden Dämonen zu befähigen. Die entsetzliche Möglichkeit würde mir jede Seelenruhe rauben. Aber ich kann ihr nicht immer zur Seite stehen. Deshalb wachen Sie mit mir.“

Leonie reichte ihm gelobend die Hand, und sie kehrten zum Schlosse zurück, wo die Baronin sie forschend anblickte, sich aber jeder Frage enthielt, auch an das junge Mädchen. Annie schmiegte sich beim Abschied mit besonderer Bärtlichkeit an ihren Vater; es war, als mache sie sich Vorwürfe, daß sie ihn nicht begleitete, wie er gewünscht hatte. Sie sah bleich aus, aber ihre Augen erglänzten hellstrahlend.

Die Zimmer der beiden Freundinnen grenzten aneinander; Annie entließ ihre Rose, und sie leisteten sich gegenseitig die kleinsten Dienste, welche ihre Nachtoilette erforderte, und dabei plauderten sie sehr angeregt. Der Name des Doktors Münchow kehrte immer wieder in ihren Gesprächen; aber der des Grafen Alfred wurde nicht erwähnt. Endlich wurden Annies Lider schwer, und Leonie verließ sie; bald war sie sanft und friedlich

eingeschlafen, wahren jene noch lange in einem Sessel am Fenster saß, in die Finsternis hinausstarrte und die Ereignisse des Tages über sann.

Sie hatte wahrlich alle Ursache, mit den Erlebnissen dieses Tages zufrieden zu sein. Wie hatte sie sich davor gefürchtet, nach Beendigung dieses Besuches wieder in ihre engen Verhältnisse zurückzukehren; nun war ihr die angenehmste Stellung neben Annie gesichert, und wenn sie noch nicht die verlobte Braut Dr. Münchow's war, so würde er sich nach ihrer heutigen Unterredung nicht minder fest gebunden betrachten. Es war spät, als sie endlich ihr Lager suchte, um sich angenehmen Träumen zu überlassen; doch sonderbarerweise trat der Graf Alfred stets vor den Arzt, und sie vermochte die beiden Gestalten nicht auseinanderzuhalten. Unruhig warf sie sich auf ihrem Lager umher und fuhr plötzlich mit einem Schreidenschrei in die Höhe: sie hatte sich selbst vom Wahnsinn umfassen geglaubt.

Dr. Münchow war die Dorfstraße hinuntergeschritten; nur hier und da war noch ein Fenster von mattem Lichtschimmer erfüllt, der seine Schritte bestimmte, denn meist kam jener aus dem Zimmer eines Schwerkranken. Sein eigenes Haus lag ziemlich in der Mitte des Dorfes, nahe der Kirche; es war klein, aber freundlich und einladend mit dem hübsch gehaltenen Blumenkästchen davor und den weißen Vorhängen an den blank geputzten Fenstern. Eine alte Wirtschafterin führte ihm sein Hauswesen und sorgte in treuer Weise für ihn, soweit er es ihr gestattete.

Gegenüber lag das Pfarrhaus, in dem auch noch Licht brannte, doch nicht im Studierzimmer des Geistlichen, sondern im Schlafgemach, jedenfalls kein gutes Zeichen für den mit allen Gewohnheiten der Bewohner vertrauten Hausarzt. Die Gesundheit des Pfarrers war sehr erschüttert durch den Verlust seiner jungen, blühenden Frau, die vor wenigen Wochen bei der Geburt eines Kindes gestorben war; nun blieb dem gebeugten Manne von seinem einstigen Glück nur ein Töchterchen, die elfjährige Erika, die er unendlich liebte.

Mit leisem Finger klopfte der Arzt an die Scheiben. „Wenn Sie im Bett sind, Herr Pfarrer, so lassen Sie sich nicht stören, dann bin ich zufrieden,“ rief er hinein.

Ein Schatten trat vor das Licht und näherte sich dem Fenster, das vorsichtig geöffnet wurde. Es war der Pfarrer. „Ich sitze noch an Erikas Bett, sie ist wieder so aufgeregt und nervös, daß ich sie nur beruhigen kann, wenn ich sie auf meinen Knien halte,“ flüsterte er; ein leiser, schmerzhafter Husten schnitt ihm die weitere Rede ab.

„Ich komme noch zu Ihnen, reichen Sie mir den Hausschlüssel heraus und schließen Sie schnell das Fenster, die Nachtluft ist nichts für Sie,“ sagte der Arzt.

Wenige Minuten darauf stand er in dem Zimmer und fand den Pfarrer an dem Kinderbett, Erika, die ihre mageren Arme um seinen Hals geschlungen hatte, auf dem Schoß. Sie starrte mit ihren dunklen Augen, die für das schmale Gesichtchen unnatürlich groß erschienen, den Eintretenden an und klammerte sich noch fester an den Vater, dessen ganze Gestalt eben wieder von einem heftigen Hustenanfall erschüttert wurde.

„Weshalb ist das Kind nicht im Bett? Fehlt ihr etwas? Dann gehört sie erst recht hinein,“ sagte der Arzt streng, indem er die kleine, widerstrebende Hand nahm, um den Puls zu prüfen, während er zugleich ihre Stirn besüßte.

Der Pfarrer hatte sich erholt. „Sie war so nervös, verlangte nach der Mutter und wollte nicht liegen bleiben,“ sagte er entschuldigend.

„Sie machen sich um das Kind auf diese Weise krank, Sie selbst bedürfen der Ruhe; Ihr Husten hat sich verschlimmert und schmerzt auch sehr?“ fragte der Arzt.

„Ein wenig, diese Stiche, über die ich schon früher klagte, sind heute schlimmer, ich habe mich wohl etwas erkölet,“ lautete die Entgegnung.

Ohne ein weiteres Wort nahm der Arzt Erikas leichte Gestalt und legte sie in ihr Bettchen, ohne ihren Widerstand zu beachten.

„Ich will nicht, ich bleibe nicht im Bett, ich werde sonst auch krank, und die schwarzen Männer tragen mich fort wie die Mama und den kleinen Bruder auch,“ rief sie weinend.

„Es geschieht dir kein Leid, aber du sollst den armen Papa nicht quälen, du sollst schlafen, dann kann er es auch,“ sagte der Arzt ruhig. „Ich setze mich jetzt zu dir, du mußt aber artig sein und dich bemühen, einzuschlafen.“

„Wenn du folgsam bist, bleibe ich noch einige Zeit bei dir, und daß es die ganze Nacht geschieht, mußt du nicht verlangen“, versetzte der Arzt. „Bei guten Kindern halten die Engel Wacht, und wer ein liebes Mütterlein im Himmel hat, für den bittet sie beim lieben Gott, daß ihm nichts geschehen kann.“

„Ich kann aber die Engel nicht sehen, deshalb habe ich Sie lieber bei mir oder den Papa“, erklärte die Kleine.

„Bis du eingeschlafen bist, bleibe ich bei dir, aber du mußt dich bemühen. Hast du schon dein Abendgebet gesprochen? Nun wohl, dann mache die Augen zu und schlummere flugs ein.“

Erika schüttelte den Kopf.

„Doch, ohne Zögern, sogleich“, sagte der Arzt entschieden.

Sie gehorchte nun doch, wenigstens scheinbar; denn durch den Spalt ihrer Lider traf ihn manchmal ein forschender Blick; aber bald wurden diese schwer müde, und Dr. Münchow mußte über ihr vergebliches Bemühen, sie offen zu halten, lächeln.

Bei dem Pfarrer verfuhr er kaum weniger diktatorisch. „Legen Sie sich nieder, sofort, solange ich noch hier bin, ich werde Sie untersuchen“, sagte er. Als Erika nach kurzer Zeit eingeschlafen war, nahm er die fieberheiße Hand ihres Vaters und zählte den jagenden Puls.

„Sie fühlen sich sehr schlecht?“ fragte er.

„Im Bett etwas besser, aber ich vermochte mich kaum noch aufrecht zu erhalten“, gestand der Patient.

„Sie würden gewissenlos gegen Ihr Kind handeln, wenn Sie sich nicht als Schwerkranken betrachteten, Ihre Lunge ist angegriffen. Wir werden Ihre alte Köchin wecken; morgen müssen wir uns nach einer Pflegerin umsehen. Ich bereite eine Arznei für Sie und bringe sie Ihnen selbst.“

„Meine arme Erika!“ murmelte der Kranke.

„Denken Sie nicht gleich das Schlimmste, aber tun Sie alles, um sich ihr noch lange zu erhalten“, suchte ihn der Doktor zu beruhigen, „und wenn Sie wieder wohler sind, geben Sie ihr nicht zu viel nach. Erikas zu große Erregbarkeit muß gemäßigt, sie muß zur Selbstbeherrschung erzogen werden. Aber das alles besprechen wir später. Jetzt denken Sie nur daran, wieder gesund zu werden.“

In dieser Nacht kam Dr. Münchow wenig zur Ruhe, denn die heftige Lungenentzündung, die sich bei seinem Patienten schnell entwickelte, nahm seine ganze Fürsorge in Anspruch. Am Morgen machte er der widerstrebenden Erika begreiflich, daß sie ihren Vater verlassen müsse, wenn sie ihn lieb habe; für Kinder sei jetzt nicht der Platz bei ihm. Er nahm sie an der Hand und führte sie unter freundlichem Zureden aufs Schloß.

Er fand die Gesellschaft noch auf der Terrasse beisammen, mit dem Einnehmen des Frühstückes beschäftigt, wurde herzlich willkommen und zur Teilnahme daran aufgefordert, aber er lehnte dankend ab und bat nur um das Gastrecht für Erika.

Der Ernst seiner Haltung ließ erraten, was er aus Rücksicht auf das Kind verschweigen mußte. Während sich Herr und Frau von Senteu etwas abseits lebhaft nach dem Kranken erkundigten, hatte sich Annie liebevoll der Kleinen angenommen, und es gelang ihr bald, Erikas anfängliche Schüchternheit zu überwinden und ein schenes Lächeln hervorzuloden.

Dr. Münchow warf ihr einen freundlich dankenden Blick zu und empfahl sich dann. Er hatte Leonies Entfernung bald nach seinem Eintritt wohl bemerkt und fand sie jetzt im Vorzimmer, mit dem Ordnen verschiedener Blumenvasen beschäftigt.

Er trat zu ihr und bat: „Wollen Sie sich nicht auch der armen Erika annehmen, wie es Annie sogleich und liebevoll tat?“

„Ich habe kein Glück bei Kindern; es fehlt mir das Verständnis für sie“, lautete die kühle Entgegnung.

„Wird hier nicht Ihr Mitleid den Fürsprecher machen? Erika steht Schmerzes bevor“, sagte er sehr ernst.

„Sie ist mir nicht sympathisch, und Zuneigung läßt sich nicht erzwingen“, beharrte Leonie. „Ich lasse mich wohl zu sehr von meinem Schönheitsgefühl beherrschen, aber ich vermag nichts dagegen, alles Häßliche stößt mich ab, und dieses Kind hat ein sehr unangenehmes Aussehen. Seine Magerkeit, dies gelbliche, ungesunde Aussehen, die großen Augen mit den dunklen Rändern, die eiligen Bewegungen, alles steht im Widerspruch zu der rosigten Frische und weichen Rundung, die uns sonst in Kindern entzückt.“

„Das arme, kleine Ding war von jeher zart, sie hatte ein gefährliches Scharlachfieber zu bestehen, dann traf sie der Tod der Mutter, der sie tief erschütterte. So besitzt sie wohl eine Antwortschaft auf Liebe und Rücksicht“, schloß Dr. Münchow warm.

„Annie ist ja bereit, ihr beides zu gewähren“, sagte Leonie gereizt, „ich muß schon bleiben, wie ich bin; auch ich muß oft genug Rücksichtnahme entbehren.“

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Was wir träumen, ist die Blüte!

Was wir leben, sei die Frucht!

Cäsar Flaischlen.

(Jost Seyfried.)

Die Giftpflanze.

Kriminal-Novellette von Mac O'Keagh.

Deutsch von Wilhelm Thal.

(Nachdruck verboten.)

„Gewiß, gewiß, meine Herren,“ sagte der Dr. Hudson in einer Gesellschaft, in der die Rede auf die berühmten Giftmischerinnen verflossener Jahrhunderte gekommen war, „die Brinwilliers und Voisin sind Schensale, wie man sie, dem Himmel sei Dank, nur selten findet; doch auch in unserer Zeit sind solche Erscheinungen nicht undenkbar, und ich selbst könnte Ihnen aus meiner Praxis einen Fall erzählen. . .“

„Sprechen Sie, Doktor, sprechen Sie!“ riefen sämtliche Anwesenden wie aus einem Munde.

„Nun, so hören Sie!“ fuhr der Doktor fort. „Ich war noch ein junger Arzt, doch erfreute ich mich bereits einer ziemlich ausgebreiteten Praxis, als eines Morgens meine Wirtschafterin mit den Worten: „Herr Doktor, eine Depesche!“ ins Zimmer stürzte. Ich öffnete das Telegramm und las: „Meine Tochter ist sehr krank. Ursache des Leidens unbekannt. Kommen Sie sofort. Helene Trevor.“

Ich kannte Mistress Trevor nicht persönlich, doch ihr Mann war mir vertraut, und ich wußte, daß sie eine Witwe von großem Vermögen war, die mit ihrer Tochter auf einer hübschen Besitzung wenige Meilen von der Stadt lebte. Ich fand Mistress Trevor in einem Zustande höchster Angst und Verzweiflung. Ihre Tochter war bereits vor einigen Wochen krank gewesen, und die Krankheit hatte sich seitdem jeden Tag verschlimmert. Das Leiden, das in einem seltsamen, schmerzlosen Kräfteverfall bestand, war bisher von den erfahrensten Ärzten untersucht worden, aber keiner vermochte auch nur, das Uebel beim Namen zu nennen, und alle hatten sich, einer nach dem andern, zurückgezogen, nachdem sie ihre Ohnmacht eingestanden. Mistress Trevor hatte vor mir äußerst Lobenswerthes gehört, wie sie sagte, und mich deshalb kommen lassen. Ich versprach ihr, mein Bestes zu tun, und man führte mich in Miß Trevors Zimmer. Sie war ungefähr 18 Jahre alt und trotz ihrer krankhaften Blässe eins der schönsten Wesen, die ich je gesehen. Nach einer langen und eingehenden Untersuchung mußte auch ich meine vollständige Unkenntnis des Uebels, an dem sie litt, eingestehen. Ich konnte kein Fieber entdecken, auch keine organische Störung, nichts als eine langsame, aber unmerkliche Abnahme der Kräfte. Während ich die junge Dame untersuchte, wurde plötzlich heftig an der Tür geklopft, und eine Stimme fragte: „Darf ich eintreten, liebe Helene?“ Was lag nur in der Stimme, was mich so unangenehm berührte? Ich bin nicht abergläubisch, und doch klangen mir diese tiefen, scharfen Laute wie eine Warnung. Ich blickte die Person, die die Worte gesprochen, an, und der Eindruck wurde noch verstärkt. Es war eine Dame von 26–28 Jahren, groß und schlank von Gestalt, mit bleichem Gesicht, ganz hellen Haaren und wasserblauen Augen. Ich hatte nie solche Augen gesehen! Ich fühlte mich in Gegenwart von Miß Misane unbehaglich und atmete auf, als Mistress Trevor mich aufforderte, ihr zu folgen. Zerstreut und unangenehm berührt folgte ich kaum den Klagen der guten Dame, bis plötzlich die Worte an mein Ohr tönten:

„Wenn mein armes Kind stirbt, erbt Martha Misane meines seligen Mannes ganzes Vermögen.“

Ich blickte auf und wiederholte betroffen: „Das ganze Vermögen?“

„Ja, Herr Doktor. Sie ist seine einzige Blutsverwandte. Außerdem würde ihr das Gut zufallen, das vielleicht eine Million wert ist!“

Ich sprang auf und schritt ruhelos durch das Zimmer; dann wandte ich mich zu Mistress Trevor und sagte: „Ich kann keine Diagnose hinsichtlich der Krankheit, an der Ihre Tochter leidet, stellen. Wenn Sie gestatten, werde ich meinem Assistenten ein paar Zeilen schreiben und hier bleiben, um mich Miß Trevor voll und ganz widmen zu können.“

Mistress Trevor nahm meinen Vorschlag mit Freuden an und gab die nötigen Befehle. Als meine Absicht bekannt gegeben wurde, beobachtete ich heimlich Martha's Gesicht, und glaubte in ihren Augen einen gehässigen Blick zu bemerken.

In den nächsten zwei Wochen widmete ich meine ganze Zeit meiner Patientin — und überwachte Miß Misane; immer mehr kam ich zu der Ueberzeugung, daß die Krankheit des jungen Mädchens mit einem furchtbaren Geheimnis zusammenhing. Eines Morgens stand ich nach einer schlaflosen Nacht frühzeitig auf und begab mich in den Garten. Ich glaubte, alle Bewohner des Hauses lägen noch im tiefsten Schlummer, da bemerkte ich plötzlich an einem Blumenbeet Miß Misane. Sie trug dicke Handschuhe und hielt ein kleines Kästchen in der Hand. Als sie mich sah, war sie sichtlich erregt, und ein Ausdruck heftigen Schreckens trat auf ihr Gesicht.

„Sie scheinen eine leidenschaftliche Blumenliebhaberin zu sein,“ sagte ich, und bemühte mich, den Inhalt des Kästchens zu ergründen. „Ja,“ stammelte sie verwirrt, „ich liebe die Blumen.“

„Das ist eine recht merkwürdige Pflanze,“ bemerkte ich, und deutete auf ein niedriges Gewächs, über das sie sich bei meinem Erscheinen gebückt hatte. „Wie heißt sie? Ich habe dergleichen nie vorher gesehen.“

Ihre Aufregung wuchs, als ich mich der Pflanze näherte.

„Ja, in der Tat, sehr merkwürdig. Sie kommt aus Java, glaube ich. Den Samen gab mir eine Freundin, die sie von dort mitbrachte. Sie heißt die Ratter- oder Schlangenspflanze.“

Während sie sprach, hatte ich mich ebenfalls über die Pflanze gebeugt und wollte sie eben berühren. Sie unterdrückte einen Schrei und schien meinen Arm zurückzudrücken zu wollen.

„Es ist ungesund, sie ohne Handschuhe anzufassen,“ sagte sie mit kaum hörbarer Stimme.

„Ach, wohl giftig?“ fragte ich, und trat einen Schritt zurück.

„Nein,“ versetzte sie, „giftig ist sie nicht! O, nein! Aber man verbrennt sich die Hände.“

Mit diesen Worten wandte sie sich dem Hause zu, doch kaum war sie verschwunden, als ich dem Beete wieder zuschritt und die Pflanze eingehend prüfte. Die Blätter derselben waren klein und fleischig und mit dicken braunen Punkten bedeckt. Ich schlug einige Blüten mit meinem Stock ab, zertrat dieselben, und ein seltsamer, betäubender Duft stieg in die Luft. Am nächsten Morgen verließ ich das Haus zu früher Stunde und begab mich in den Garten, wo ich mich in einer in der Nähe des Schlangensplanzenbeetes befindlichen Allee aufstellte. Ich brauchte nicht lange zu warten.

Bald ließ sich ein leiser, schleichernder Tritt vernehmen. Sie war's! Wieder trug sie dasselbe Kästchen in der Hand und hatte wieder dicke Handschuhe an. Schon blickte sie sich um, pflückte einige Beeren der Schlangenspflanze und legte sie in ihr Kästchen, das sie weit von ihrem Gesicht abhielt, dann ging sie schnell davon. Sobald sie außer Sicht war, trat ich aus meinem Versteck hervor, pflückte einige der Beeren und legte sie in ein Stui, das ich bei mir trug. Dann kehrte auch ich in das Haus zurück, ging auf mein Zimmer und schickte mich an, die Beeren zu untersuchen. Mit den Instrumenten, die ich bei mir hatte, konnte ich keine erschöpfende Analyse vornehmen und wollte den Versuch bereits aufgeben, als ich zufällig auf einem Teller ein Stück Brot sah, das von meinem gestrigen Abendbrot, welches ich mir auf mein Zimmer hatte bringen lassen, übrig geblieben war. Schnell brach ich ein kleines Stückchen ab, steckte eine Beere hinein, ging ans Fenster und blickte hinaus. Gerade unter mir befand sich der Hühnerhof und die Hühner suchten eifrig nach Futter. Ich warf das Brot hinunter und der Hahn pickte die Krume auf. Dann wartete ich ängstlich auf das Resultat. Nach einigen Sekunden setzte das Tier seine Suche nach Futter fort; dann schien es krank zu werden, die Augen schlossen sich und der Kopf fiel auf die Brust, plötzlich stürzte es zusammen und blieb bewegungslos liegen. Jetzt hatte ich die Eigenschaften der Pflanze und Martha Misanes Geheimnis entdeckt. Ich wußte, an welcher Krankheit Edith Trevor langsam dahinsiechte. In höchster Aufregung und heftig klopfendem Herzen faßte ich in einen Stuhl und blieb lange Zeit bewegungslos sitzen, so sehr hatte mich die schreckliche Entdeckung erschüttert. Dann aber stand ich entschlossen auf und ging die Treppe hinunter. Edith war inzwischen erwacht und ich fragte sie teilnahmsvoll, wie sie sich fühlte. Mit traurigem, geduldigem Nicken teilte sie mir mit, daß sie sich noch schlechter, wie am vorigen Tage befände.

„Nun, seien Sie unbesorgt,“ versetzte ich, „von heute ab werden Sie sich wohler fühlen.“

„Gott gebe es,“ sagte die tiefe Stimme der Mistress Trevor, die eben ins Zimmer getreten war. „Aber, sind Sie Ihrer Sache auch sicher, Herr Doktor?“

„Ganz sicher,“ versetzte ich mit fester Stimme, „ich habe die Natur des Leidens entdeckt und kann es heilen.“

In diesem Augenblick trat Martha Misane ins Zimmer, und trug in ihren Händen das Frühstück, das sie, wie gewöhnlich, für Edith bereitet hatte. Sie stellte die Platten neben das Bett des jungen Mädchens und half ihr, sich aufzurichten. Als Edith die Suppe nehmen wollte, die Martha ihr bot, nahm ich ihr den Teller aus den Händen und roch daran. Wie ich erwartet hatte, stieg mir der scharfe Duft der Schlangenspflanze entgegen. „Wir wollen die Kur damit beginnen, daß wir Miß Misanes Suppe zurückweisen, die Ihnen nicht bekommen dürfte.“ Mit geisterbleichem Gesicht lehnte sich die ertappte Giftmischerin gegen das Bett und sah mich entsetzten Blickes an.

„Darf ich Sie um eine kurze Unterredung bitten?“ sagte ich zu ihr höflich, aber in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete. — Sie folgte mir schweigend in das Nebenzimmer und sank in einen Stuhl, während ich die Tür verschloß.

„Sie sehen,“ fuhr ich fort, sie scharf anblickend, „Ihr Geheimnis ist entdeckt. Um Ihrer Cousine Erbschaft sich anzueignen, haben Sie das Kind mit kleinen Dosen der Schlangenspflanze vergiften wollen, dessen entsetzliche Eigenschaften Sie auf irgend eine Art entdeckt haben.“

„Erbarmen! Erbarmen!“ stöhnte sie, und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Haben Sie mit dem unschuldigen Kinde und ihrer Mutter Erbarmen gehabt?“ fuhr ich in strengem Tone fort. „Doch Ihre Willen will ich kein Aufsehen machen; verlassen Sie das Haus in einer Stunde, und wenn Sie sich je wieder hier sehen lassen, so werde ich Sie den Gerichten übergeben. Gehen Sie!“

Bitternd verließ sie das Zimmer, und man hat nie wieder etwas von ihr gehört. Von diesem Tage an besserte sich der Zustand der Miß Edith zusehends, und nach einem Monat war sie wieder frisch und gesund.

„Und die Sache hat für die junge Dame keine weiteren Folgen gehabt?“ fragte einer der Anwesenden.

„Nicht die geringsten,“ versetzte die Gattin des Doktor Hudson, die sich bisher mit keinem Worte an der Unterhaltung beteiligt hatte, „denn ich selbst hieß Edith Trevor!“



Die Methode, das Meer durch Öl zu glätten, hat sich in neuerer Zeit in so hohem Grade als erfolgreich erwiesen, daß sie jetzt allgemeine Verbreitung unter den Seefahrern aller Nationen gefunden hat. Bekanntlich kommt das Verfahren meistens in der Weise zur Anwendung, daß Segeltuchstücke, welche durchlöchert und mit Öl oder mit Öl und Werg gefüllt sind, über die Seiten und den Bug des Schiffes gehängt werden. Das Öl dringt dann langsam durch die Löcher der Leinwand und breitet sich mit großer Geschwindigkeit über die Wasseroberfläche aus, die heftigsten Wogen fast augenblicklich in eine sanfte Dünung verwandelnd. Der französische Vizeadmiral Cloué hat in einer Broschüre nachgewiesen, daß eine Oelschicht von der Dicke eines Hunderttausendstel eines Millimeters hinreicht, um die gewünschte Wirkung auf die Sturmsee hervorzubringen. Tatsächlich scheint eine kleine Menge Oels sich als wirkungsvoller zu erweisen, als ein großes Quantum, da die Oelhaut augenscheinlich mit um so größerer Schnelligkeit an Ausbreitung zunimmt, je dünner sie ist. Weniger als zwei Liter Öl in der Stunde reichen aus, um das größte Schiff gegen Stürzeen zu schützen. Nicht minder wichtig ist die Frage, welche Oelarten sich als am geeignetsten für den Zweck erweisen. Mineralöl scheint seiner Leichtigkeit wegen am wenigsten wirksam zu sein. Schwere Pflanzöle haben ebenfalls ihre Mängel, da sie in der Kälte zu schnell gerinnen. Den bisher gemachten Erfahrungen zufolge soll Robben- und Schiffsfett unter den verschiedensten Verhältnissen die besten Dienste leisten. Unter den Beispielen, in denen die Anwendung des Oels auf die See in neuerer Zeit von besonders bemerkenswertem Erfolg begleitet war, führt Admiral Cloué die Fälle des Bremer Lloyd dampfers „Main“ und des Hamburger Dampfers „Baumwall“ auf. Den Führern beider Schiffe gelang es auf der Reise von Amerika nach Europa in schwerem Wetter ihre Fahrzeuge und die an Bord befindlichen Personen durch Anwendung von Öl vor überbrechenden Stürzeen und vor mutmaßlich schweren Beschädigungen zu bewahren.



Ein merkwürdiger Steinsalzblock wurde in Sibirien zu Soupt, nahe bei Jekaterinoslaw gefunden. Das völlig farblose, durchsichtige Steinsalzstück enthält inwendig einen Hohlraum, welcher zum Teil mit Wasser angefüllt ist, welches sich beim Neigen des Blockes hin- und herbewegt. Die Wassermenge dürfte also seit der Bildung des Steinsalzes in ihrem Gefängnis eingeschlossen und so vom Kreislauf in der Natur ausgeschlossen worden sein; obgleich man ja im Bernstein z. B. öfters Wassertropfen eingeschlossen findet, so ist das Vorkommen von Wasser in einem löslichen Mineral doch ein merkwürdiges Spiel der Natur.



Rätsel und Aufgaben.

Kapselrätsel.

Schauspieler, Schangericht, Sommernachts Traum, Pfalmbuch, Schaudfleck, Kessel, Leontidas, Philister, Eigenwille, Anabasis, Begutachtung

In jedem der vorstehenden Wörter ist ein Hauptwort versteckt. Die Anfangsbuchstaben der versteckten Wörter nennen eine Oper von Marschner.

Geographisches Zahlenrätsel.

Die Zahlen stellen derartig durch Buchstaben ersetzt werden, daß 12 Namen deutscher Städte entstehen, deren richtig geordnete Anfangsbuchstaben eine deutsche Residenzstadt nennen.

12.	13.	15.									
2.	15.	10.									
14.	3.	12.	2.	14.							
18.	2.	13.	13.	2.							
10.	17.	2.	10.	11.							
5.	2.	8.	15.	3.	9.						
6.	17.	13.	4.	1.	2.	9.	3.				
1.	2.	9.	13.	8.	14.	3.					
9.	2.	15.	3.	6.	2.	14.					
3.	14.	16.	13.	3.	15.						
7.	3.	14.	14.	17.	19.	2.	3.				
8.	10.	2.	9.	13.	17.	7.	14.				

Umstellung.

Baden
Mache
Sachalin
Sennerei
Remagen
Rusland
Solingen
Merseburg

Die vorstehenden Wörter ordne man derartig, daß der erste Buchstabe des ersten Wortes, der zweite Buchstabe des zweiten Wortes etc. nacheinander gelesen, den Namen eines Komponisten nennen.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Rebus.

Eine Hand wäscht die andere.